



LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN



EVANGELISCHE
UNIVERSITÄTSKIRCHE
ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS- GOTTESDIENSTE **JESUS**

Wintersemester 2025/26

PREDIGTEN

Messias
Sacharja 9,9–10

Prof. Dr. Friedhelm Hartenstein
Vorl. So. d. Kirchenj., 16. Nov. 2025

Du, Tochter Zion, freue dich sehr, und du, Tochter Jerusalem, jauchze! Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm und reitet auf einem Esel, auf einem Füllen der Eselin. Denn ich will die Wagen vernichten in Ephraim und die Rosse in Jerusalem, und der Kriegsbogen soll zerbrochen werden. Denn er wird Frieden gebieten den Völkern, und seine Herrschaft wird sein von einem Meer bis zum andern und vom Strom bis an die Enden der Erde.

Liebe Universitätsgemeinde,
wenn wir Jesus mit Namen nennen, so tun wir das meistens in der doppelten Form „Jesus Christus“. Damit bringen wir zum Ausdruck, dass wir „Christen“ heißen, weil wir mit Christus eng verbunden sind, uns an dieser Person im Leben orientieren und im Sterben auf sie hoffen wollen. Weniger klar ist uns oft, was beide Namen, besonders der zweite, bedeuten, und welche umfassende Versprechen sich an sie knüpfen. Der Eigenname ist Jesus, ihn hat der jüdische Zimmermannssohn von seinen Eltern bekommen; ein im biblischen Israel und im antiken Judentum verbreiteter, sprechender Name, den es in verschiedenen Varianten gab. *Jeschua*, wie der Name auf Hebräisch lautet, bedeutet übersetzt „Hilfe/Rettung“, zu der man Gott hinzudenken muss, also „Gott ist Rettung“: ein ganz kurzer Satz, in dem die gründenden Erzählungen mitzuhören sind, die den Kern jüdischer Identität ausmachen, vor allem die Errettung aus der Unterdrückung im ägyptischen Sklavendienst und am Schilfmeer vor der Verfolgung durch die Wagen des Pharao. Der Sinn des Namens ist: Gott hilft auch dann, wenn Menschen es aus eigener Kraft nicht schaffen, er tritt für die Rechtlosen und Marginalisierten ein, wenn und weil es sonst niemand tut. Schon in Jesu Eigennamen stecken also ein Zeugnis und ein Bekenntnis zur konkreten, die Not

wendenden Kraft Gottes. Vermutlich haben die Eltern ihrem Sohn jenen Namen nicht nur einfach so gegeben, sondern mit ihm eine unbestimmte Hoffnung unter römischer Besatzungsmacht verbunden: dass es besser werden möge und dass die Unterdrückung enden soll.

Ein solches Bekenntnis erscheint uns heute angesichts der vielfältigen Krisen der Gegenwart und unmenschlicher Gewalttaten vielleicht „naiv“. Man denke nur an die furchtbare Ausgeliefertheit der Einwohner der Stadt Al-Faschir im Sudan an die Milizen oder an die inzwischen zusätzlich zur Drohnenbedrohung unter Gasbrand leidenden Soldatinnen und Soldaten in den Schützengräben der Ostukraine. Gestern war die entsetzliche Meldung zu lesen, dass im post-jugoslawischen Bürgerkrieg der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts reiche Europäer und US-Amerikaner als Wochenendtrip gegen Bezahlung auf Zivilisten in der belagerten Stadt Sarajewo schossen. Ich muss nicht weiter ausführen, wie uns das von Menschen verübte Böse geradezu allgegenwärtig vorkommt, während reale Geschichten der Hilfe und Rettung kaum zu hören sind, obwohl wir uns nach ihnen sehnen. Es gehört zu unseren individuellen wie kollektiven Sehnsüchten, dass wenigstens am Ende „alles gut“ werden soll.

Der zweite Name Jesu, „Christus“, passt genau zu dieser Sehnsucht. Er ist die griechische Übersetzung des hebräischen Wortes *maschiach*, wörtlich „Gesalbter“. Auch bei ihm ist – vor dem Hintergrund der meisten biblischen Belege – Gott mit hinzu zu denken, also „der Gesalbte Gottes“. Beim Messias handelt es sich nicht um einen Eigennamen, sondern um einen Titel, eine überindividuelle Bezeichnung für eine Person, die eine wichtige, vor allem politische Funktion innehat: meistens ist damit biblisch der König gemeint. Indem Jesus „Christus“ genannt wird, werden ihm also königliche Züge verliehen. Er ist nicht nur wandernder Lehrer, sondern jemand, an den man weitreichende Erwartungen und Hoffnungen knüpfte: Ein König Judas musste ein Nachkomme Davids sein, dessen Dynastie schon seit Jahrhunderten nicht mehr regierte. Er sollte umfassend Gerechtigkeit verwirklichen und besonders den Armen und Elenden zu ihrem Recht verhelfen. Er galt als Friedensbringer, nicht nur für das kleine Juda, sondern mit weltweiter

Resonanz. Und er sollte machtvoll und eindeutig alle Feinde innen und außen niederhalten, wenn nötig mit Gewalt. Manchmal würde das auch nur durch seine wirksamen Worte geschehen, denen sich alle Widersacher beugen müssen. Das Handeln des Gesalbten war nicht leise oder undeutlich, sondern sollte sichtbar alle schlechten Verhältnisse zum endgültig Guten wenden. Es ging und geht bei der Bezeichnung Christus um handfeste Veränderungen der Realität, eine Politik im Sinne des barmherzigen Schöpfers. Christen haben diese Erwartungen schon früh neu gefasst, als individuellen Glauben an Jesus, der Gemeinschaft mit ihm auch über den Tod hinaus verhieß. Noch zu Lebzeiten des Apostels Paulus musste dieser sich der Tatsache stellen, dass der Anbruch der Gottesherrschaft sich verzögerte – bis heute.

Um so misstrauischer sind wir angesichts von selbst ernannten politischen Heilsbringern, die sich öffentlich als von Gott erwählt und von ihm aufgespart stilisieren, um der Welt angeblich Frieden zu bringen, während sie diese tiefer ins Chaos stürzen und Ungerechtigkeit und Lüge vermehren. Für selbst ernannte Erlöser gilt die Mahnung, die der skeptische jüdische Denker Jeshajahu Leibowitz formulierte: „Natürlich, auch ich glaube daran, daß der Messias kommen wird. [...] – der bedeutende Inhalt der messianischen Idee liegt [jedoch] darin, daß das Kommen des Messias auf ewig ein zukünftiges Kommen sein wird. Jeder Messias, der kommt, ist ein falscher Messias.“¹ Ähnlich urteilte der große Kenner der Kabbala und messianischer Bewegungen im Judentum, Gershom Scholem: „[...] die messianische Idee ist nicht nur Trost und Hoffnung. In jedem Versuch ihres Vollzuges brechen die Abgründe auf, die jede ihrer Gestalten ad absurdum führen. In der Hoffnung leben ist etwas Großes, aber es ist auch etwas tief Unwirkliches.“²

¹ Jeshajahu Leibowitz mit Michael Shashar, Gespräche über Gott und die Welt, Insel Taschenbuch 1568, Frankfurt a.M. 1994, 154.

² Gershom Scholem, Zum Verständnis der messianischen Idee im Judentum. Mit einer Nachbemerkung: Aus einem Brief an einen protestantischen Theologen, in: Ders., Über einige Grundbegriffe des Judentums, edition Suhrkamp 414, Frankfurt a.M. 1970, 121-170: 166f.

Diese Einschätzungen berühren einen entscheidenden Unterschied zwischen Christentum und Judentum: Während wir Christen daran festhalten, dass in Jesus der Messias bereits gekommen ist und die Welt neu in Gottes Licht gestellt hat, sind jüdische Menschen mit nachvollziehbaren Gründen genau an dieser Stelle skeptisch, nicht zuletzt, weil sie auf eine lange Geschichte gescheiterter Verwirklichungen der Messiaserwartung zurückblicken. Gescheitert, weil mit dem Messias eine Verwandlung der Realität eintreten müsste, in der sich erfüllt, was auch noch die christliche Johannes-Apokalypse im Rückgriff auf das Jesajabuch verspricht: „Und er wird alle Tränen abwischen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, und kein Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen (Apk 21,4, vgl. Jes 25,8). Unter dem Vorbehalt der Behauptung dieser neuen Realität, von der vordergründig wenig zu sehen ist, stehen wir Christen und müssen uns zu Recht daran abarbeiten, ob unser Glaube dem Anspruch des Messianischen als Weltverwandlung standhält. Im Folgenden möchte ich daher noch drei Fragen zum Doppelnamen Jesus Christus anreißen, die uns Christen beschäftigen müssen:

1. Die Frage „Wer bin ich?“, die Jesus an uns stellt, ohne sie selbst jemals eindeutig zu beantworten.
2. Die Frage, was es dann bedeutet, „Christ“ zu sein, d.h. jemand, der auf Jesu Frage antwortet „du bist der Christus“.
3. Die Frage, wie wir glauben können, wenn Jesus Christus gerade nicht als Herrscher, sondern als leidender und sterbender und somit auch als eine Art „Gegen-Messias“ erscheint.

1. *Jesu Frage „Wer bin ich?“*: Am entscheidenden Wendepunkt der Handlung des Markusevangeliums, dem Abschnitt Mk 8, 27-33, den wir vorhin als Lesung gehört haben, fragt Jesus seine Jünger: „Für wen halten mich die Leute?“ Die Antworten sind vielfältig: Manche denken, er sei der Täufer Johannes, den Herodes Antipas hingerichtet hatte. Andere mutmaßen, Jesus sei Elija, der Prophet, von dem man glaubte, er komme wieder, um dem endgültigen Gerichtstag Gottes den Weg zu bereiten. Daraufhin fragt Jesus sie noch einmal: „Ihr aber, für wen haltet ihr mich?“ Und Petrus sagt: „Du

bist der Christus/der Messias.“ Jesus hält nicht dagegen, bestätigt es aber auch nicht. Vielmehr verpflichtet er die Jünger, mit niemandem darüber zu sprechen. Die historische Forschung ist sich uneins, ob der Evangelist hier aus der Perspektive der späteren Deutung von Jesus als dem Christus spricht, oder ob die Szene noch etwas über Jesu eigenes Selbstverständnis verrät. Zumindest die Zurückweisung des Petrus könnte alt sein. Jesus kritisiert ihn scharf, weil er sich offensichtlich einen leidenden und schwachen Messias nicht vorstellen konnte. Klar ist auch, dass die Bezugnahme auf das künftige Leiden, die Verurteilung, den Tod und die Auferstehung alles vom unerwarteten Ende der Geschichte Jesu her aufschlüsseln. Hier meldet sich eindeutig die Perspektive Späterer. Historisch ist ja der sichere Ausgangspunkt für die Deutung als Christus die Kreuzesinschrift, nach der Jesus als „König der Juden“ und d.h. als jemand hingerichtet wurde, der der Rebellion gegen Rom bezichtigt wurde.

„*Wer denkt ihr, bin ich?*“ Die Frage, die Jesus stellt, vielleicht ja auch an sich selbst, ist auch uns noch aufgegeben. Es ist umsichtig, dass der biblische Text uneindeutig bleibt. Ist Jesus Christus für uns Glaubende und Zweifelnde des 21. Jahrhunderts jemand, an den wir uns binden wollen wegen der Aussicht, dass unsere erschütterten Gewissheiten doch noch beruhigt werden können? Es kommt entscheidend darauf an, dass wir ehrlich antworten angesichts einer Welt, in der so vieles gegen einen gekommenen Messias spricht. „*Wer denkt ihr, bin ich?*“ Offenbar ist die *Suche* nach einer Antwort viel entscheidender als jedes vorschnelle Finden. Es gibt nicht die für jeden jederzeit richtige Antwort. Mk 8 kann auch so gelesen werden, dass Jesus zum Zeitpunkt seiner Lebenswende, vor der Passion, selbst nicht wissen konnte, wer er sein würde vor Pilatus, im Garten Gethsemane und am Kreuz. Die Bibel ist gerade darin vertrauenswürdig, dass sie uns keinen Übermenschen präsentiert.

2. „*Was heißt es dann, sich als „Christ“ zu verstehen?*“ Gerd Theissen hat in seinem Buch „Die Religion der ersten Christen“ deutlich gemacht, wie Jesu Verkündigung der anbrechenden Gottesherrschaft eine Umformung

bisheriger Herrschererwartungen darstellte. Die drei entscheidenden Elemente „theokratische Macht, Herstellung von Frieden, Überwindung der Feinde“ wurden in der Jesusüberlieferung und in weiteren frühchristlichen Schriften „nicht nur mit einem einzigen Herrscher verbunden [...], sondern mit Anhängern Jesu, also mit kleinen Leuten aus dem Volk.“³ Es geht um eine Mitregentschaft oder Teilhabe aller Christen am messianischen Werk Jesu. Dann wäre, *was wir konkret an Gutem zu tun versuchen*, entscheidend, ob sich die Frage nach Jesu Messianität bestätigt oder nicht. Insbesondere die Bergpredigt und ihr Ideal der Nächstenliebe, die zur „Fernstenliebe“ wird, sind hier zu nennen. Theißen verweist auch auf das Ideal der Affektkontrolle: „Zum antiken Herrschaftsethos gehört die Kontrolle des Zorns. Wer sich selbst nicht beherrschen kann, kann auch andere nicht beherrschen.“⁴ Das klingt angesichts der demonstrativ zur Schau gestellten Emotionalität politischer Botschaften, wie sie heute üblich ist, sehr relevant. Dagegen ist eine Kontrolle des Zorns als „Selbstbegrenzung der Herrschaft über andere“⁵ für Christen ein wesentliches Kennzeichen ihres Verhaltensideals. Zeigt sich darin etwas Messianisches, besonders wenn es auch auf die Feinde ausgedehnt wird? „Wenn dich jemand auf die rechte Backe schlägt, dem biete die andere auch dar.“ (Mt 5,39). Der Jesus der Evangelien hat diese zeichenhafte Hingabe vorgelebt: „Der Gottessohn übernimmt freiwillig die [...] verachtete Rolle des Gekreuzigten, um die ‚Feinde‘ Gottes für Gott zu gewinnen! Er will sie verändern, indem er sich wehrlos menschlicher Bosheit und Gewalt ausliefert.“⁶

Eine auf konkrete Mitmenschlichkeit gerichtete Praxis wäre vermutlich auch eine Antwort auf die Anfragen jüdischer Denker an die Belastbarkeit der christlichen Messiasbehauptung. Der Philosoph Emmanuel Lévinas, selbst lange in einem Konzentrationslager interniert, sagt es kurz und bündig: „In einer Welt ohne Gerechtigkeit von Erlösung sprechen heißt vergessen, daß

³ Gerd Theißen, *Die Religion der ersten Christen. Eine Theorie des Urchristentums*, Gütersloh 2000, 128.

⁴ Theißen, *Religion*, 132.

⁵ Ebd.

⁶ Theißen, *Religion*, 133.

die Seele keine Forderung nach Unsterblichkeit ist, sondern eine Unmöglichkeit zu morden – und daß infolgedessen der Geist gerade die Sorge um eine gerechte Gesellschaft ist. [...] Die ethische Ordnung ist keine Vorbereitung, sondern der Zugang zur Gottheit selbst. Alles andere sind Hirngespinnste.“⁷

3. „*Der Glaube an den „Gegen-Messias“*: Mit Jesu Einzug in Jerusalem, einem der Bilder, mit deren Hilfe wir den Advent Jesu wie auch seine Passion feiern, erfüllt sich für die Evangelien die Weissagung aus Sacharja 9,9: „Freue dich sehr, Tochter Zion, juble, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir, ein gerechter und einer, der hilfebedürftig ist, arm, und er reitet auf einem Esel, dem Füllen einer Eselin!“ Diese messianische Ankündigung nimmt manch spätere christliche Umwandlungen von Herrschermotivik vorweg: Der Kommende ist ein Gerechter, *der selbst auf Hilfe angewiesen ist*. Im Hebräischen steht nicht wie in der Lutherbibel „ein Helfer“, sondern passivisch *noscha* ‘„ein Befreiter“⁸, einer, der selbst errettet wurde. Er kommt mittellos auf einem ärmlichen Reittier. Durch die Anwendung dieses Bildes auf den Einzug Jesu in die Stadt, in der sich sein Schicksal vollendet, wird das Messianische doppelbödig: Unter den Hosianna-Rufen der Menschen am Straßenrand bricht die Frage auf, wie diese schwache Gestalt die ersehnte Befreiung herbeiführen kann. Die Vorlage Sacharja 9,10 fährt konventionell herrscherlich fort: „Er wird die Streitwagen ausrotten aus Ephraim und die Pferde aus Jerusalem; ausgerottet werden auch die Kriegsbogen. Er schafft den Völkern Frieden durch seinen Spruch, und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, vom Euphrat bis an die Enden der Erde.“

Man sieht, dass schon in den alttestamentlichen Bezugstexten beides direkt zusammenstehen kann: Der Hinweis auf einen armen und schwachen Messias, gegenläufig zu den üblichen Erwartungen, und die – notwendige

⁷ Emmanuel Lévinas, *Der Ort und die Utopie*, in: Ders., *Verletzlichkeit und Frieden*. Schriften über die Politik und das Politische, Zürich/Berlin 2007, 171.

⁸ So die Übersetzung in: *Die Schrift 3. Bücher der Kündigung*, verdeutscht von Martin Buber und Franz Rosenzweig, Gerlingen 1978, 741.

– Hoffnung auf die Durchsetzung der gerechten Herrschaft Gottes und seines Gesalbten. Diese paradoxe Struktur eines gleichzeitigen Glaubens an den Christus, der am Kreuz alle Erwartungen zunichte macht, *und* gerade so das Ende aller Gewaltherrschaft verkündet, prägt auch noch uns im 21. Jahrhundert. Der Messias kam und er bleibt doch immer im Kommen.

Mit den Worten Kurt Martis: „Nach wie vor aber steigen aus den Niederlagen und – durchaus auch christlichen! – Trümmern bisheriger messianischer Hoffnungen Gebete, Gesänge einer Erwartung, die sich nicht abfinden kann mit einer Geschichte, die nur immer den Triumph der Mächtigen wiederholt, die Leiden der Schwachen jedoch verachtet, verhöhnt, vergißt. Diese Erwartung ist nicht utopisch, was wörtlich ‚ortlos‘ bedeutet oder: angesiedelt im Noch-Nirgendwo. Diese Erwartung ist, wiewohl in gewandelter, stets neu sich wandelnder Form, *messianisch*. Wie die Welt hat sie ihren Ort in Gott.“⁹ Amen.

⁹ Kurt Marti, Die Psalmen. Annäherungen, Stuttgart 2004, 11.